

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Rosa, Hartmut
Resonanz

Eine Soziologie der Weltbeziehung

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58626-6

SV

Hartmut Rosa

Resonanz

Eine Soziologie der Weltbeziehung

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2016

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58626-6

Inhalt

Anstelle eines Vorworts: Die Geschichte von Anna und Hannah und die Soziologie 13

- I. Einleitung 37
 1. Die Soziologie, die Moderne und das gute Leben 37
 2. Die Grundidee: Gelingende und misslingende Weltbeziehungen 52
 3. Was ist die Welt? Wer ist ein Subjekt? 61
 4. Der Gang der Untersuchung 70

Teil 1

Die Grundelemente menschlicher Weltbeziehungen

- II. Körperliche Weltbeziehungen 83
 1. In-die-Welt-Gestelltsein 83
 2. Atmen 92
 3. Essen und Trinken 98
 4. Stimme, Blick und Antlitz 109
 5. Gehen, Stehen und Schlafen 122
 6. Lachen, Weinen und Lieben 132
- III. Weltaneignung und Welterfahrung 144
 1. Inskription und Expression: Der verweltlichte Körper als gestaltetes Selbst 144
 2. Medien der Weltbeziehung 151
 3. Von außen zurichten oder von innen gefügig machen: Der Körper als Ressource, Instrument und Gestaltungsobjekt 164
 4. Selbstentfremdung: Wenn der Körper zum Feind wird 178

- IV. Emotionale, evaluative und kognitive Weltbeziehungen 187
 - 1. Angst und Begehren als elementare Formen der Weltbeziehung 187
 - 2. Welterfahrung und Weltaneignung 211
 - 3. Kognitive Landkarten und kulturelle Weltbilder 215
 - 4. Landkarten der Bewertung und des Begehrens 225
 - 5. Psychoemotionale Grundierung und existentielle Problemdefinition 235

- V. Resonanz und Entfremdung als Basiskategorien einer Weltbeziehungstheorie 246
 - 1. Spiegelneuronen und Wünschelruten: Intersubjektivität als anthropologische Basis 246
 - 2. Intrinsische Interessen und Selbstwirksamkeitserwartungen 269
 - 3. Resonanz 281
 - 4. Entfremdung 299
 - 5. Die Dialektik von Resonanz und Entfremdung 316

Teil 2

Resonanzsphären und Resonanzachsen

- VI. Einleitung: Resonanzsphären, Anerkennung und die Achsen der Weltbeziehung 331

- VII. Horizontale Resonanzachsen 341
 - 1. Die Familie als Resonanzhafen in stürmischer See 341
 - 2. Freundschaft: Das menschliche Rühren und die Kraft der Verzeihung 353
 - 3. Politik: Die vier Stimmen der Demokratie 362

- VIII. Diagonale Resonanzachsen 381
 - 1. Objektbeziehungen:
 - »Die Dinge singen hör ich so gern« 381

2. Arbeit: Wenn das Material zu antworten beginnt 393
3. Schule als Resonanzraum 402
4. Sport und Konsum als Versuche, sich zu spüren 420

- IX. Vertikale Resonanzachsen 435
1. Die Verheißung der Religion 435
 2. Die Stimme der Natur 453
 3. Die Kraft der Kunst 472
 4. Der Mantel der Geschichte 500

Teil 3

Die Angst vor dem Verstummen der Welt: Eine resonanztheoretische Rekonstruktion der Moderne

- X. Die Moderne als Geschichte einer Resonanzkatastrophe 517
1. Was ist die Moderne? 517
 2. Das Weltverstummen in Literatur und Philosophie 523
 3. Auf dem Weg zu einer Soziologie der Weltbeziehung 540
- XI. Die Moderne als Geschichte gesteigerter Resonanzsensibilität 599
- XII. Wüsten und Oasen des Lebens: Moderne Alltagspraktiken, resonanztheoretisch interpretiert 615

Teil 4

Eine kritische Theorie der Weltbeziehung

- XIII. Soziale Bedingungen gelingender und misslingender Weltbeziehungen 633
1. Kontextuelle Faktoren: Von Atmosphären und Stimmungen 633

2. Kulturelle und sozialstrukturelle Faktoren: Ist Resonanz katholisch, weiblich, jung? 645
3. Institutionelle Faktoren:
Zwischen Schule und Börse 662

XIV. Dynamische Stabilisierung: Die Steigerungslogik der Moderne und ihre Folgen 671

1. Was heißt ›dynamische Stabilisierung‹? 671
2. Wettbewerb und Beschleunigung: Individuelle Weltbeziehungen unter den Bedingungen eines eskalatorischen Regimes 690
3. Unlesbarkeit: Die Welt als Gegner und als Kränkung 699

XV. Resonanzkrisen der Spätmoderne und die Konturen einer Postwachstumsgesellschaft 707

1. Die Krise und das Weltverstummen 707
2. Konturen einer Postwachstumsgesellschaft 722

Anstelle eines Schlussworts: Verteidigung der Resonanztheorie gegen ihre Kritiker – und des Optimismus gegen die Skeptiker 739

Danksagung 763

Literatur 767

Verzeichnis der Gedichte 797

Register 799

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:
[...]
Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Heinrich Heine, »Fragen« (aus dem Zyklus *Die Nordsee*)

Nichts auf der Erde und nichts im leeren Himmel ist dadurch zu retten, daß man es verteidigt. [...] Nichts kann unverwandelt gerettet werden, nichts, das nicht das Tor seines Todes durchschritten hätte. Ist Rettung der innerste Impuls jeglichen Geistes, so ist keine Hoffnung als die der vorbehaltlosen Preisgabe: des zu Rettenden wie des Geistes, der hofft. [...] Die Erwägung, ob Metaphysik überhaupt noch möglich sei, muß die von der Endlichkeit erheischte Negation des Endlichen reflektieren. Ihr Rätselbild beseelt das Wort intelligibel. [...] Der Begriff des intelligiblen Bereichs wäre der von etwas, was nicht ist und doch nicht nur nicht ist. Nach den Regeln der Sphäre, die in der intelligibeln sich negiert, wäre diese widerstandslos als imaginär zu verwerfen. Nirgends sonst ist Wahrheit so fragil wie hier. Sie kann zur Hypostase eines grundlos Erdachten ausarten, in welchem der Gedanke das Verlorene zu besitzen wähnt; leicht verwirrt die Anstrengung, es zu begreifen, wiederum sich mit Seiendem. Nichtig ist Denken, welches das Gedachte mit Wirklichem verwechselt [...]. Aber mit dem Verdikt über den Schein bricht die Reflexion nicht ab. Seiner selbst bewußt, ist er nicht mehr der alte. Was von endlichen Wesen über Transzendenz gesagt wird, ist deren Schein, jedoch, wie Kant wohl gewahrte, ein notwendiger. Daher hat die Rettung des Scheins, Gegenstand der Ästhetik, ihre unvergleichliche metaphysische Relevanz.

Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*

Anstelle eines Vorworts: Die Geschichte von Anna und Hannah und die Soziologie

Wenn Beschleunigung das Problem ist, dann ist Resonanz vielleicht die Lösung. Das ist die auf die kürzest mögliche Formel gebrachte Kernthese dieses Buches. Sie signalisiert zugleich zwei wichtige Grundeinsichten: Erstens, die Lösung heißt nicht *Entschleunigung*. Auch wenn mir von der Presse gelegentlich die Rolle eines ›Entschleunigungsgurus¹‹ zugeschrieben wurde (und ich mir dieses Image durch einige unvorsichtige Medienauftritte vielleicht auch unfreiwillig verdient habe), habe ich tatsächlich niemals die Verlangsamung als individuelle oder gesellschaftliche Lösung für das Beschleunigungsproblem propagiert, sondern sie allenfalls als ›Coping-Strategie‹, als eine Weise, im Alltag mit tempoinduzierten Problemen umzugehen, nahegelegt. Im Grunde habe ich mich nie systematisch mit ›Entschleunigung‹ beschäftigt.

Zweitens, wenn Entschleunigung nicht die Lösung ist, bedeutet dies auch, dass die Problemdiagnose präzisiert werden muss. Moderne Gesellschaften sind durch eine systematische Veränderung der Zeitstrukturen charakterisiert, die sich unter den Sammelbegriff der *Beschleunigung* bringen lässt. Beschleunigung wiederum habe ich in meiner letzten Monographie als *Mengenwachstum pro Zeiteinheit* definiert, und dies macht bereits deutlich, dass wir es mit umfassenden Steigerungsprozessen zu tun haben: Man kann, wie ich im letzten Teil des vorliegenden Buches zeigen werde, den Beschleunigungsprozess auch verstehen als unaufhebbare *Eskalationstendenz*, die ihre Ursache darin hat, dass sich die gesellschaftliche Formation der Moderne nur dynamisch stabilisieren kann. Das bedeutet, dass die moderne, kapitalistische Gesellschaft sich immerzu ausdehnen,

1 Christian Geyer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*; gar zum Hohepriester der Tempokritik ernannt mich Jakob Schrenk im Magazin der *Süddeutschen Zeitung*.

dass sie wachsen und innovieren, Produktion und Konsumtion steigern, Optionen und Anschlusschancen vermehren, kurz: dass sie sich beschleunigen und dynamisieren muss, um sich selbst kulturell und strukturell zu reproduzieren, um ihren formativen Status quo zu erhalten. Diese systematische Eskalationstendenz verändert aber die Art und Weise, in der Menschen *in die Welt gestellt* sind, sie ändert das menschliche Weltverhältnis in grundlegender Form. Dynamisierung in diesem Steigerungssinn bedeutet, dass sich unsere Beziehung zum Raum und zur Zeit, zu den Menschen und zu den Dingen, mit denen wir umgehen, und schließlich zu uns selbst, zu unserem Körper und unseren psychischen Dispositionen, fundamental verändert.

Und dies ist der Punkt, an dem Beschleunigung zum Problem wird: Ein zielloser und unabschließbarer Steigerungszwang führt am Ende zu einer problematischen, ja gestörten oder pathologischen Weltbeziehung der Subjekte und der Gesellschaft als ganzer. Diese Störung lässt sich heute instruktiv studieren an den großen Krisentendenzen der Gegenwart: an der sogenannten ökologischen Krise, an der Krise der Demokratie und an der ›Psychokrise‹, die sich beispielsweise in wachsenden Burnoutraten manifestiert. Die erste Krise signalisiert eine Störung im Verhältnis zwischen Mensch und nichtmenschlicher ›Umwelt‹ oder Natur, die zweite eine Störung in der Beziehung zur Sozialwelt und die dritte eine Pathologie im subjektiven Selbstverhältnis.

Mehr noch, ein problematisches Weltverhältnis ist nicht nur *die Folge* der Beschleunigung beziehungsweise des Steigerungszwangs moderner Gesellschaften, sondern zugleich auch deren *Ursache*, so dass wir es mit einem sich selbst verstärkenden Problemzirkel zu tun haben. Als Problem, ja als tendenzielle Pathologie ist dieser Zusammenhang nur deshalb beschreibbar, weil von der Art und Weise der menschlichen Weltbeziehung das Gelingen oder Misslingen des Lebens abhängt. Dies ist es, was ich in diesem Buch untersuchen und zeigen möchte, und ich möchte damit meinen Beitrag zu einer *Soziologie des guten Lebens* leisten, den ich bereits in meinem Beschleunigungsbuch angekündigt hatte und bis jetzt schuldig geblieben bin. Ich werde am Ende dieser Untersuchung auf die genannten Krisen-

tendenzen, ihre Ursache und die Möglichkeiten ihrer Überwindung zurückkommen. Bis dahin ist es aber ein weiter Weg, der den Leserinnen und Lesern einige Ausdauer abverlangen wird. Beginnen wir am besten mit einer Geschichte.

Gustav und Vincent, zwei begabte Nachwuchskünstler, nehmen an einem Malwettbewerb teil. Sie haben zwei Wochen Zeit, ein Bild zu einem selbstgewählten Thema zu malen und es dann bei einer Jury einzureichen. Gustav nimmt die Aufgabe sehr ernst. Er weiß, was man zum Malen braucht und wie sich die Qualität eines Bildes steigern lässt: Zunächst besorgt er sich eine stabile Staffelei und die richtige Beleuchtung. Dann macht er sich auf die Suche nach einer hochwertigen Leinwand. Als er sie gefunden hat, bemüht er sich darum, sein Arsenal an Pinseln zu erweitern – er benötigt noch welche für die ganz feinen Linien und für die groben Striche. Nun fehlen ihm noch die richtigen Farben – die leuchtenden und die gedeckten und die matten und die glänzenden und solche, mit denen er die Zwischentöne beliebig anpassen kann. Dann hat er alles, was er braucht. Er repetiert noch einmal kurz die wichtigsten Maltechniken, die er einzusetzen gedenkt, und macht sich dann auf die Suche nach dem richtigen Thema. Was überzeugt ihn? Was begeistert ihn? Was trifft den Nerv der Zeit und ist dennoch nicht platt? Als er schließlich zu malen beginnt, sinkt schon die Sonne des letzten Tages vor Ablauf der Frist. Kürzer ist die Geschichte von Vincent: Er reißt ein Papier von seinem Zeichenblock, holt seinen Wasserfarbkasten, spitzt die Bleistifte, legt seine Lieblings-CD ein und beginnt zu malen: Zunächst ohne klare Vorstellung davon, *was er da malt*, entsteht nach und nach eine Welt voll Farben und Formen, die ihm stimmig erscheint. Wer wohl den Wettbewerb gewonnen haben mag?

Die Pointe dieser Geschichte ist offensichtlich: Gustav ist ressourcenorientiert, um nicht zu sagen: ressourcenfixiert. Er weiß, welche Zutaten die Entstehung nachhaltiger Kunst befördern: Themen, Techniken, Farben, Leinwand usw. Allein, der Besitz von – oder das Verfügungkönnen über – Ressourcen macht noch kein gutes Bild und keine Kunst aus; mehr noch: Die einseitige Fixierung auf die Verbesserung seiner Ressourcenausstattung verhindert geradezu,

dass Gustav ein Kunstwerk gelingt. In der hier skizzierten, überzeichneten Form erscheint Gustavs Verhalten geradezu närrisch. Vincent dagegen kümmert sich nicht oder kaum um seine Ressourcenlage, er wird angetrieben von seinem Ausdrucksbegehren, er besorgt sich die geeigneten Instrumente und Ressourcen vermutlich erst dann, wenn der kreative Prozess selbst diese erfordert. Das garantiert natürlich nicht, dass er große Kunst produziert. Dazu bedarf es des Talents und dessen, was man in der romantischen Tradition Inspiration nennt. Aber Vincents Chancen erscheinen definitiv größer als die von Gustav.

Können wir daraus etwas für die Frage nach dem guten Leben lernen? Die Analogie scheint auf der Hand zu liegen: Genauso wenig, wie eine gute Ressourcenausstattung gelingende Kunst garantiert oder von sich aus schon produziert, garantiert eine gute Ressourcenausstattung schon ein gelingendes Leben. Und ebenso wie eine einseitige Ressourcenfixierung das Gelingen des Kunstwerks verhindert, verhindert sie auch das Gelingen unseres Lebens. Untersucht man die gängigen Glücksratgeber der Gegenwart, die politischen Konzeptionen von Wohlstand oder die dominanten soziologischen Definitionen von Wohlergehen und Lebensqualität, so offenbaren sie in der Regel eine Ressourcenfixierung, die derjenigen Gustavs in nichts nachsteht: Gesundheit, Geld, Gemeinschaft (beziehungsweise stabile soziale Beziehungen), dazu häufig auch noch Bildung und Anerkennung, gelten als die wichtigsten Ressourcen für ein gutes Leben – ich werde im Einleitungskapitel darauf zurückkommen –, und mehr noch: Sie haben sich zum *Inbegriff des guten Lebens* verselbständigt. Wie man reicher wird, wie man gesünder wird, wie man attraktiver wird, wie man mehr Freunde gewinnt, wie man sein soziales und kulturelles Kapital erweitert und so weiter und so fort: das sind nicht nur die Themen der ›Glücksratgeber‹, sondern auch die vorherrschenden Indikatoren für Lebensqualität.

Daraus ergibt sich eines der fundamentalen Probleme für die empirische Glücksforschung: Fragt man Menschen danach, ob sie glücklich oder zufrieden sind mit ihrem Leben, antworten sie in der Regel mit einem Blick auf ihre Ressourcenausstattung: *Ich bin*

gesund, habe ein schönes Einkommen, drei wohlgeratene Kinder, ein Haus, ein Boot, viele Freunde und Bekannte, genieße hohes Ansehen: Ja, ich bin glücklich. Und die Ungleichheitsforschung hat eben hier ihren motivationalen Anker – in der Annahme, dass diejenigen Schichten mit einer besseren Ressourcenausstattung auch ein besseres Leben haben als die anderen. Insgesamt führt dies zu einer Kultur, in der das ultimative Ziel der Lebensführung darin besteht, seine Ressourcenlage zu optimieren: seine Berufsposition zu verbessern, sein Einkommen zu erhöhen, gesünder, attraktiver, fitter zu werden, seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu erweitern, sein Beziehungsnetz auszubauen und zu stabilisieren, Anerkennung zu erwerben etc. Aber wann malen, wann *leben* wir?

Ich möchte hier keineswegs in Abrede stellen, dass solche Ressourcen wichtig für ein gutes Leben sind: Ohne Leinwand und Farben lässt sich auch kein Bild malen. Problematisch erscheint jedoch, dass der Optimierungsprozess von sich aus kein Ende findet und dass die eigene Ressourcenlage in aller Regel relational, das heißt im Vergleich zu den anderen Gesellschaftsmitgliedern, beurteilt wird, die ebenfalls am Steigerungsspiel partizipieren.

Interessanterweise hat sich sowohl in der soziologischen Forschung als auch in der politischen Diskussion und in der Ratgeberliteratur zum guten Leben die Idee der richtigen *Work-Life-Balance* als Maßstab etabliert. Damit wird implizit anerkannt, dass *Leben* etwas anderes ist als *Arbeiten*, und an dieser Stelle dürfen wir ›Arbeit‹ in einem erweiterten Sinne verstehen als *Jagd nach Ressourcen*. Tatsächlich zeigt sich hier, dass die meisten Berufstätigen diese Balance als problematisch erfahren: Sie gelingt nicht während der *Rushhour* des Lebens, die mittleren Lebensjahrzehnte werden dominiert von den Anforderungen des Steigerungsspiels, von den niemals abgearbeiteten *To-do-Listen*, über die ich mich an anderen Stellen schon ausführlich ausgelassen habe. Also wird der zu kurz kommende, ja aus dem Blick geratende Anteil des ›Lebens‹ auf die Zeit im Ruhestand verschoben: *Im Moment werde ich nahezu aufgefrassen von den auf mich einprasselnden Ansprüchen und Aufgaben, aber irgendwann lasse ich das alles hinter mir und beginne – ein gutes Leben,*

so lautet die dominante Selbstdeutung der Mittel- und oft auch der Oberschichten. Hier scheint mir der Grund dafür zu liegen, wieso die Anhebung des Rentenalters wider alle demographische und ökonomische Vernunft auf dermaßen erbitterten Widerstand stößt: Sie signalisiert in der kulturellen Wahrnehmung tatsächlich einen Diebstahl an *Lebenszeit*. Die Work-Life-Balance wird nicht mehr synchron, sondern gleichsam diachron gesucht; das Alter soll liefern, was man zuvor verpasst hat. Fraglich aber bleibt, ob ein gutes Leben dann noch gelingen kann, wenn der ressourcenfixierte Habitus sich jahrzehntelang in unsere Lebensorientierung und Welthaltung einschreiben konnte. Hier gleichen wir tatsächlich Gustav und nicht Vincent.

Aber halt, wird hier die aufmerksame Leserin rufen, darf man denn dergestalt Kunst und Leben analogisieren? Was ist denn das Werk-Analogon des Lebens, welche Substanz hat es jenseits dessen, was ich hier als bloße Ressourcen denunziert habe? Wird es nicht notgedrungen esoterisch oder, ebenso schlimm: paternalistisch, wenn man versucht, etwas über die Form oder die Inhalte des gelingenden Lebens zu sagen? Oder, falls es gelingt, diese Falle zu vermeiden und den ethischen Pluralismus der Moderne zu akzeptieren: Reduzieren wir dann nicht das gute Leben auf ein bloßes *Gefühl des subjektiven Wohlbefindens*, weil nichts Substantielles bleibt?

Es ist die Ausgangsthese dieses Buches, dass die Privatisierung der Frage nach dem guten Leben dazu geführt hat, dass jene Frage im gesellschaftlichen Diskurs nahezu tabuisiert wurde: *Was ein gutes Leben ist, muss jeder für sich selbst entscheiden*, lautet die Binsenweisheit, die zur Leitmaxime selbst der Erziehungsinstitutionen wurde, und diese Tabuisierung hat zwei problematische Konsequenzen: Erstens, die alltägliche wie die längerfristig angelegte Lebensführung der Subjekte richtet sich in der Moderne in immer stärkerem Ausmaß auf die Sicherung und Verbesserung der Ressourcenlage, insbesondere auf die Steigerung der Möglichkeitshorizonte. Grundlage für diese Verschiebung ist die (begründete) Annahme, dass eine bessere Ressourcenausstattung in jedem Falle besser ist als eine schlechtere – gleichgültig, welches Bild wir am Ende malen oder welches Leben wir füh-

ren wollen. Ebenso wie Gustav gerät uns dabei das ›Lebenskunstwerk‹ aus dem Blick – wir sind damit beschäftigt, unsere To-do-Listen zu bearbeiten. Tun wir es nicht, verweigern wir uns also den multidimensionalen Optimierungsanforderungen, verschlechtert sich de facto unsere Ausgangslage, nicht nur im Vergleich mit den anderen, sondern sogar absolut, weil die Verteilung von Ressourcen und Möglichkeiten dem Konkurrenzprinzip folgt. Damit sind wir aber schon bei der zweiten Konsequenz: Da uns individuell und kulturell keine Gestalt gelingenden Lebens mehr vor Augen steht, verfügen wir auch über kein Instrumentarium, das uns bestimmen hilft, welche sozialen Kontextbedingungen möglicherweise die Realisierung eines gelingenden Lebens untergraben könnten – und dies ist der Punkt, an dem die Beschleunigung wieder ins Spiel kommt. Denn es gibt, wie ich bereits andernorts gezeigt habe, gute Gründe für die Vermutung, dass die durch Wettbewerb und Beschleunigung bestimmte Steigerungslogik und die mit ihr einhergehende Welthaltung moderner Gesellschaften zwar die individuelle und vor allem die kollektive Ressourcenlage zu verbessern (das heißt vor allem: den Möglichkeitshorizont zu erweitern) vermögen, dass sie dabei aber die Bedingungen für die Verwirklichung eines guten Lebens (*für das Malen des Bildes*) strukturell untergraben. Diese These lässt sich indessen nur dann seriös und mit den Mitteln der zeitgenössischen Soziologie erhärten, wenn es uns gelingt, *über das gelingende Leben mehr zu sagen, als dass es sich gut anfühlt*. Und ich bin fest davon überzeugt, dass sich darüber mehr, dass sich darüber Substantielles und Systematisches sagen lässt, ohne den Boden der empirisch fundierten Sozialwissenschaften zu verlassen und in den Bereich des Spekulativen, der reinen Philosophie, der Esoterik oder der Religion abzudriften und obendrein das historische Faktum des ethischen Pluralismus, der von einer gleichberechtigten, unhintergehbaren Vielfalt an Lebens-themen und -inhalten ausgeht, zu unterlaufen.

Meine These ist, dass es im Leben auf die Qualität der *Weltbeziehung* ankommt, das heißt auf die Art und Weise, in der wir als Subjekte Welt erfahren und in der wir zur Welt Stellung nehmen; auf die Qualität der *Weltaneignung*. Weil die Modi der Welterfahrung und

Weltaneignung aber niemals einfach individuell bestimmt werden, sondern immer sozioökonomisch und soziokulturell vermittelt sind, nenne ich das Vorhaben, das ich in diesem Buch ausarbeiten möchte, eine *Soziologie der Weltbeziehung*. Die zentrale Frage, was ein gutes von einem weniger guten Leben unterscheidet, lässt sich dann übersetzen in die Frage nach dem Unterschied zwischen gelingenden und misslingenden Weltbeziehungen. Wann gelingt Leben, wann misslingt es, wenn wir es nicht an Ressourcen und Optionen messen wollen? Ich möchte mich dieser Frage zunächst intuitiv oder, besser: illustrativ nähern. Kehren wir zurück auf das Feld der Geschichten.

Diesmal soll es um zwei Frauen in den sogenannten *besten Jahren* gehen, nennen wir sie Anna und Hannah. Sie wollen nicht malen, sondern leben; sie wollen gut leben. Begleiten wir sie in schnappschussartigen Perspektiven je einen Tag lang.

Es ist 7.00 Uhr morgens, Anna sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Die Kinder strahlen sie an – sie strahlt zurück. Mein Gott, wie lieb ich sie habe, denkt sie. Diese gemeinsamen Momente vor dem Aufbruch am Morgen gehen mir über alles.

8:00 Uhr. Anna ist nun auf dem Weg zur Arbeit. Die Sonne lacht vom Himmel, Anna genießt die Wärme, sie streckt sich behaglich. Sie freut sich auf ihre Kolleginnen und Kollegen, denen sie einiges zu erzählen hat. Die Aussicht auf die Blumen, die gestern jemand auf ihren Arbeitstisch gestellt hat, lässt sie den Schritt beschleunigen, sie hat Lust loszulegen, sie liebt ihre Arbeit.

18.00 Uhr in der Turnhalle. Anna ist froh, sich endlich bewegen zu können, sie liebt das Spielerische, das manchmal Ästhetische, das oft Überraschende und auch das Kämpferische beim Volleyball mit ihrer Freizeitgruppe – die Leute, das Spiel, die Bewegung tun ihr gut, gleichgültig, ob sie gewinnt oder verliert.

Ganz anders ergeht es Hannah.

7.00 Uhr. Hannah sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Ihre schlechte Laune ist sicht-, spür- und greifbar. Die Personen sehen sich misstrauisch oder gar nicht an. Mein